

Büscher, Patrick

Verhaltensauffälligkeiten und Menschenbild. Ein Plädoyer gegen Pathologisierungen in der Schule

Die Deutsche Schule 100 (2008) 4, S. 498-506



Quellenangabe/ Reference:

Büscher, Patrick: Verhaltensauffälligkeiten und Menschenbild. Ein Plädoyer gegen Pathologisierungen in der Schule - In: Die Deutsche Schule 100 (2008) 4, S. 498-506 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-272796 - DOI: 10.25656/01:27279

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-272796>

<https://doi.org/10.25656/01:27279>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Patrick Büscher

Verhaltensauffälligkeiten und Menschenbild

Ein Plädoyer gegen Pathologisierungen in der Schule

Behavioural Problems and the Idea of Human Nature

A Plea Against Pathologizing in School

Ausgehend von der Frage nach der Übertragbarkeit psychoanalytischer Erkenntnisse auf die Pädagogik wird der Frage nachgegangen, inwieweit diagnostische Etikettierungen von abweichendem Verhalten das Menschenbild der jeweiligen Epoche durchscheinen lassen. Unter Berücksichtigung des versöhnlichen Menschenbildes der Psychoanalyse stellt sich die Frage, ob man durch die Medizinisierung von Verhaltensauffälligkeiten bei Schüler/-innen nicht klammheimlich dabei ist, eine Barriere der Fremdheit zu errichten.

Schlüsselwörter: Psychoanalyse, Verhaltensauffälligkeiten, ADS, ADHS

Beginning with the consideration of the transferability of psychoanalytic findings on pedagogic matters, this article tries to identify the way the idea of human nature of a certain epoch is mirrored in the labeling of behavioural problems in that epoch. Taking into account the reconciliatory idea of human nature promoted by psychoanalysis, one has to ask whether labeling behavioural problems as medical problems is contributing to the alienation of the pupils concerned.

Keywords: psychoanalysis, behavioural problems, attention deficit disorder (ADD), attention deficit hyperactivity disorder (ADHD)

1. Einleitung

Befragt man die Suchmaschine google, erhält man derzeit bei Eingabe des Suchbegriffes ADS (Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom) rund 2,2 Millionen Treffer. Bei ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit/-hyperaktivitätssyndrom) und MCD (Minimale cerebrale Dysfunktion) sind es jeweils rund 1 Million Treffer. Die Zahlen beziehen sich nur auf Treffer deutscher Seiten.

Dies nur als Beleg dafür, wie akut der Bedarf an Beratung und Information, ebenso wie hoch der Diskussionsbedarf Betroffener zu sein scheint.

Nicht selten wird die Diskussion in einschlägigen Internetforen von extremen Positionen bestimmt. Einerseits wird das Problem verleugnet („Zappelkinder gab es schon immer“), andererseits hat man das Gefühl, dass eine Krankheitsdiagnose vielen betroffenen Eltern, Erziehern und Lehrern nicht nur Erleichterung verschafft, sondern das Bestehen einer Krankheit zum Teil „mit Klauen und Zähnen“ verteidigt wird. Es bedarf im Schulalltag wohl keiner Diskussion mehr darüber, dass die Zahl der Kinder wächst, die sich nicht lange

konzentrieren können, extrem unruhiges oder apathisches Verhalten an den Tag legen und ihren Lehrerinnen und Lehrern einiges abverlangen. Das ist Fakt und wird nicht bestritten. Aber warum dieser „Tanz um das goldene Kalb“ der diagnostischen Etikettierung? Zum einen, und das ist das Positive, erlaubt eine medizinische Diagnose den Arztbesuch und die Kostenübernahme durch die Krankenkasse. Zum anderen, und das ist problematisch, wird eine unsichtbare Barriere zwischen dem „Kranken“ (dem Symptomträger) und den scheinbar „Gesunden“ errichtet. Der Kranke (das verhaltensauffällige Kind) muss behandelt werden, möglicherweise mit Tabletten, den „Gesunden“ wird es erleichtert, tiefergehende Ursachen (problematisches Verhalten und gestörte Beziehungen innerhalb des sozialen Umfeldes) erst gar nicht in Betracht zu ziehen. Überspitzt formuliert: Wenn das Kind ADS hat, und die Eltern und nichts haben, also gesund sind, dann fällt es den Eltern vielleicht leichter, über einen möglicherweise mehrstündigen, schädigenden Medienkonsum nicht nachzudenken.

Die Ursachenzuschreibung bei abweichendem Verhalten geschieht und geschah, das wird weiter unten noch historisch belegt, nie unmotiviert. Gleichzeitig scheint in ihr das Menschenbild der jeweiligen Epoche durch. Gibt es ein versöhnliches Menschenbild, das weiter reicht, als bis zur Diagnose einer Erkrankung und damit uns Lehrern auch ein weitergehendes Verständnis abweichenden oder auffälligen Verhaltens ermöglicht? Ich meine ja. Diagnose und Behandlung abweichenden Verhaltens oder mangelnder Anpassung sind Betätigungsfeld der Psychotherapie. Besonders lohnenswert scheint mir hier ein Blick auf das Menschenbild der Psychoanalyse als eine der Hauptströmungen gegenwärtiger Therapieansätze zu sein. Da wir uns im Feld von schulischer Pädagogik und Erziehung bewegen, sei mir zunächst ein Blick auf die mögliche Bedeutung der Psychoanalyse für die Pädagogik gestattet.

2. Psychoanalyse und Menschenbild

2.1 Das Spannungsverhältnis zwischen Pädagogik und Psychoanalyse

Welche Erkenntnisse der Psychoanalyse lassen sich für die Grundschulpädagogik verwenden? Sind ihre Erkenntnisse auf die Pädagogik übertragbar? „Wenn sich die Erzieher mit den Resultaten der Psychoanalyse vertraut gemacht haben, werden sie es leichter finden, sich mit gewissen Phasen der kindlichen Entwicklung zu versöhnen“ resümierte S. Freud (1994a, S. 182) im Jahre 1913 im Hinblick auf bisher als störend oder zersetzend interpretierte, aber aufgrund psychoanalytischer Erkenntnisse als normal zu betrachtender Merkmale kindlicher Entwicklung. Er geht sogar so weit, einer psychoanalytisch ausgerichteten Erziehung die Aufgabe der Prävention psychischer Erkrankungen zuzuweisen: „In der Hand einer psychoanalytisch aufgeklärten Erziehung ruht, was wir von einer individuellen Prophylaxe der Neurosen erwarten können“ (a.a.O., S. 183). Zwölf Jahre später (1925) verweist er jedoch die Pädagogik in seinem Geleitwort zu August Aichhorns „Verwahrloste Jugend“ ernüchternd auf sich selbst: „Die Psychoanalyse des Kindes kann von

der Erziehung als Hilfsmittel herangezogen werden. Aber sie ist nicht dazu geeignet an ihre Stelle zu treten. (...) Die Erziehungsarbeit ist etwas sui generis (...)" (S. Freud, 1925 zitiert nach Garz, 1994, S. 119). So deutlich Freud (1994a) die negativen Konsequenzen pädagogischen Handelns aufzählte, so offensichtlich hatte er die prophylaktischen Auswirkungen einer psychoanalytisch orientierten Pädagogik überschätzt. Garz (1994) ist im Hinblick auf die Anwendbarkeit psychoanalytischer Erkenntnisse auf die Pädagogik skeptisch: „Wahrscheinlich lassen sich psychoanalytische Erkenntnisse, aus der Therapie gewonnen, nur schwerlich außerhalb der psychoanalytischen Therapie anwenden“ (S. 119). Er begründet dies mit der besonderen Situation innerhalb der psychoanalytischen Therapie, deren Rahmenbedingungen in die Erkenntnisbildung mit einfließen. Diese Rahmenbedingungen gewährleisten für den Analytiker wie für den Analysanden den größtmöglichen Freiraum zur Entfaltung der Erkenntnisbildung. Freud (1994b) beschrieb das psychoanalytische Erkenntnisverhalten als ein Junktum zwischen Heilen und Forschen: „(...) Die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohltätige Wirkung zu erleben. Unser analytisches Verfahren ist das einzige, bei dem dieses kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt. Nur wenn wir Seelsorge betreiben, vertiefen wir unsere eben aufdämmernde Einsicht in das menschliche Seelenleben. Diese Aussicht auf wissenschaftlichen Gewinn war der vornehmste, erfreulichste Zug an der analytischen Arbeit“ (S. 273). Pädagogische Situationen (insbesondere im Unterricht) sind dagegen durch „(...) einen erheblichen Handlungsdruck und eine ultimative Notwendigkeit zum Handeln bestimmt“ (Garz, 1994, S. 121).

Damit ist das Spannungsverhältnis zwischen Psychoanalyse und Pädagogik offengelegt. Das von Freud postulierte Junktum kann in der pädagogischen Praxis nicht bestehen, „(...) da nämlich im pädagogischen Alltag das Zusammenspiel zwischen Praxis und Forschung an der Macht des Handlungszwanges zerfällt. (...) Die pädagogischen Rahmenbedingungen erlauben es so gut wie nicht, sich forschend den Unterrichts- und Erziehungsproblemen zu öffnen (...)" (Garz, 1994, S. 123).

2.2 Auswege aus dem Dilemma

Einen Ausweg aus diesem Dilemma und damit eine Möglichkeit, den Zusammenhang zwischen Praxis und Forschung wiederherzustellen, hat uns Freud (1995) selbst mit der Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben gewiesen. In dieser reizenden, 1909 veröffentlichten Falldarstellung des kleinen Hans (unter diesem Namen ist er in die psychoanalytische Literatur eingegangen) berichtet Freud über die psychoanalytische Behandlung des 5-jährigen Hans Graf, die er allerdings nicht unmittelbar, sondern über den Umweg des Vaters vornimmt. Der kleine Hans entwickelt eine Pferdephobie. Der Vater, der Freud persönlich kennt, sucht diesen auf, diskutiert das Problem des Jungen und handelt entsprechend der gewonnenen Erkenntnisse. Im nächsten Schritt wird der Fortgang der Entwicklung wieder mit Freud erörtert. Die Behandlung erstreckt

sich über einen Zeitraum von ungefähr fünf Monaten, während dessen sich Freud und Hans' Vater regelmäßig zur Diskussion des Fortschrittes der Behandlung treffen. „Wir erleben in dieser Krankengeschichte nicht nur die Entstehung und Entwicklung eines phobischen Symptoms mit, sondern auch dessen Auflösung mittels einer Analyse, die der Vater sozusagen unter Freuds >Supervision< durchführt“ (Mächtlinger, 1995, S. 24). Das im Fall des kleinen Hans praktizierte Setting bildet sich im Modell der Balintgruppe¹ ab und erschließt somit einen direkten Bezug zur alltäglichen pädagogischen Praxis. Ohne Zwang zum unmittelbaren Handeln kann sich in der Gruppensitzung die Psychodynamik der Lehrer-Schüler-Beziehung entfalten; naive Alltagstheorien können auf die psychoanalytische Erkenntnisbildung bezogen werden. Ebenso wenig wie im Falle des kleinen Hans werden jedoch Lehrer/-innen oder Schüler/innen der Analyse unterworfen, aber es wird möglich, „(...) das Übertragungsgeschehen² zwischen Lehrer und Schüler und die damit verbundenen Widerstände zu bearbeiten und die Probleme der pädagogischen Dyade unter psychoanalytischen Gesichtspunkten zu entschlüsseln“ (Garz, 1994, S. 124). Damit macht das Konzept der Balintgruppe es möglich, psychoanalytisches Wissen einerseits in der pädagogischen Praxis relevant zu machen, andererseits entspricht dies der elementaren Forderung Freuds, dass nämlich „(...) der Erzieher psychoanalytisch geschult sein soll“ (S. Freud, 1925, zitiert nach Garz, 1994, S. 126). Gerade in Bezug auf den Umgang mit sogenannten verhaltensauffälligen Kindern kann die Psychoanalyse über die Methode der Balintgruppe Handlungswissen für den pädagogischen Alltag bereitstellen, weil es nicht darum geht, irgendwelche „Rezepte“ zur Hand zu haben, die sich auf möglichst viele Fälle generalisieren lassen, sondern um die Reflexion konkreter Begebenheiten innerhalb einer auf der Anerkennung von Lebensgeschichte und Individualität beruhenden Erkenntnisweise. Dies jedoch nicht im Rahmen eines exakten Vorentwurfs, „(...) sondern als Fähigkeit, die Signale der Kinder aufzunehmen und ohne Scheu damit umzugehen: Handeln der Kinder u.U. verbietend, umgestaltend oder auch im Ermuntern zu stärken“ (Ertle & Neidhardt, 1994, S. 16). Damit kann diese Methode auch der sprichwörtlichen „Einsamkeit des Lehrers“ (in Bezug auf seine Position innerhalb der Klasse) entgegenwirken.

1 Balint, Michael: Ungarischer Psychoanalytiker. Nach ihm wurde ein Supervisionsverfahren benannt, bei dem Gruppenmitglieder (z.B. Lehrer/-innen) Fälle aus der Praxis einbringen, die von den anderen Gruppenmitgliedern spontan und assoziativ kommentiert werden, um so unbewusste Anteile in den Beziehungen zu den Schüler/innen offen zu legen. Vgl. dazu Garz (1994), S. 124-132.

2 Übertragung: Das Übertragungs-Gegenübertragungs-Paradigma ist eine zentrale Annahme der Psychoanalyse. Demzufolge manifestieren sich unerledigte Konflikte des Analysanden (Klienten/Patienten) in der Beziehung zum Analytiker (Übertragung). Diese Konflikte lösen beim Analytiker seinerseits Phantasien und Gefühle aus (Gegenübertragung), „(...) die zum Verständnis der Situation beitragen und das Übertragungsangebot des Patienten als eine spezifische Inszenierung einer früheren Objektbeziehung erkennbar werden lassen“ (Rohde-Dachser, 1997, S. 396).

2.3 Freuds historische Leistung

Welchen persönlichen Nutzen könnten wir aus der Beschäftigung mit der Psychoanalyse ziehen? Abseits der psychoanalytischen Theoriebildung muss Freuds historische Leistung klar werden, die in seinem Menschenbild begründet liegt. „Freud war überzeugt, dass alle Menschen einander in den wirklich wichtigen Aspekten glichen und sich nur graduell voneinander unterschieden“ (Bettelheim & Rosenfeld, 1993, S. 140/41). Um Freuds Leistung entsprechend würdigen zu können, müssen wir kurz auf das gängige Menschenbild³ seiner Epoche eingehen. Das anthropologische Menschenbild war von Rassismustheorien wie Polygenie (Menschenrassen sind verschiedene Arten) oder Monogenie (einzelne Rassen sind das Produkt einer unterschiedlich weit fortgeschrittenen Degeneration gegenüber dem Zustand der Vollkommenheit im Garten Eden) bestimmt. Das Verhalten von Minderheiten mit abweichendem Verhalten (z.B. Kriminelle) wurde, obwohl umstritten, aus einer genetischen Prädisposition heraus erklärt (z.B. von Cesare Lombroso [1836-1910]); es wurde der Versuch gemacht, Neigung zu Verbrechen anhand der Körperanatomie zu diagnostizieren). Im Zusammenhang mit dem Wiederaufleben einer Verbrecher-Chromosomen-Theorie in den 60er Jahren resümiert Kriz (1994) über das Menschenbild zu Beginn des 20. Jahrhunderts kritisch: „Das Bedürfnis nach einer simpel gestrickten Welt, in der die komplexesten menschlichen Verhaltensmerkmale die gleiche Ursache haben, wie die Blütenfarben bei Erbsen und Bohnen, mit denen Johann Gregor Mendel 1865 experimentierte, bestimmt auch heute noch oftmals das Denken“ (S. 10). Da Freud (1856 – 1939), als ausgebildeter Mediziner und Neurologe, sich zunächst mit der Behandlung hysterischer Symptome beschäftigte, damals noch der Kategorie der Geisteskrankheiten zugerechnet, lohnt ein kurzer Blick auch auf die Entwicklung des medizinischen Menschenbildes⁴ und das Bemühen um das Verständnis und die Behandlung seelischer und geistiger Störungen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.

2.4 Medizinisches Menschenbild

Vom Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert hinein wurde Geisteskrankheit als Gottesstrafe oder als Zeichen der Besessenheit vom Teufel angesehen. Dementsprechend war die Behandlung, vom Einsperren über die Folterung bis hin zur Verbrennung auf dem Scheiterhaufen. Weit bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein sperrte man die Geisteskranken in sogenannte Tollhäuser oder Narrentürme, praktisch den Verbrechern gleichgesetzt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, mit dem Durchbruch einer naturwissenschaftlichen Medizin, änderte sich das Verhältnis zu den Geisteskranken, da einige Symptome auf Hirnkrankheiten zurückgeführt werden konnten und so „(...) griff man selbstverständlich bei den nun aufkommenden Erklärungsmodellen und Klassifika-

3 vgl. Kriz (1994), S. 8-10

4 vgl. Kriz (1994), S. 10-12 und Stierlin (1976), S. 11-19

tionsschemata für Geisteskrankheiten in die somatogenetische Schublade“ (Kriz, 1994, S. 11). Die Geisteskranken wurden den anderen Kranken allmählich gleichgestellt. Dies ermöglichte eine humanere Behandlung, die Barriere der Fremdheit wurde jedoch nicht eingerissen. „In dieser Verschiebung des Blickwinkels grenzten sich die Gesunden und anscheinend Normalen eindeutig von den unnormalen Kranken ab.“ Die Symptome der Geisteskranken „(...) wurden zu Phänomenen, die man mit distanzierter Konzentration betrachten konnte“ (beide Zitate: Stierlin, 1976, S. 13).

Diese Distanz hob nun Freud in der psychoanalytischen Situation auf, indem er seinen Patienten ein lebendiges Beziehungsangebot machte, innerhalb dessen sich ein dynamisches Geschehen entwickelte, das den Nöten und Leiden der Patienten gerecht werden konnte. Das ist m.E. ein Teil seiner historischen Leistung. Der andere bestand in der Abkehr von der Suche der Ursache psychischer Störungen im kranken Gehirn oder Organismus; eine Tatsache, die angesichts des zeitgenössischen Menschenbildes nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Freud hat stets die Gleichartigkeit der Menschen betont (vgl. das Zitat von Bettelheim & Rosenfeld, S. 4), er verstand seelische Störungen als Spielart eines allgemein menschlichen Verhaltens, das sich nur im Hinblick auf Grad und Gesamtkonstellation vom normalen Seelenleben unterschied. Qualitativ gab es keinen Unterschied mehr. Zwei Zitate mögen dies belegen. So schreibt er 1905 in seinen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ in Bezug auf die Homosexualität: „Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuche, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen Menschen abzutrennen. Indem sie auch andere als die manifest kundgegebenen Sexualerregungen studiert, erfährt sie, dass alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Objektwahl fähig sind und dieselbe auch im Unbewussten vollzogen haben“ (S. Freud, 1991, S. 48). Bedenkt man, dass Homosexualität in der Bundesrepublik Deutschland bis in das Jahr 1994 hinein ein Straftatbestand war (§ 175 StGB), können wir ermessen, wie weit Freud in seinen Einsichten fortgeschritten war, aber auch, wie skandalös seine Schriften zur damaligen Zeit zum Teil empfunden wurden. Ein anderes Zitat stammt aus dem 1904 erschienenen Buch über die Fehlleistungen (hieran anknüpfend hat sich der populäre Begriff der Freudschen Fehlleistung gebildet und bis heute erhalten): „Die richtige Beurteilung der sonderbaren psychischen Arbeit, welche die Fehlleistung wie die Traumbilder entstehen lässt, wird uns erst ermöglicht, wenn wir erfahren haben, dass die psychoneurotischen Symptome, speziell die psychischen Bildungen der Hysterie und der Zwangsneurose, in ihrem Mechanismus alle wesentlichen Züge dieser Arbeitsweise wiederholen“ (S. Freud, 1954, S. 218). In beiden Zitaten gemahnt uns Freud, dass die Übergänge zwischen Normalität und Andersartigkeit, zwischen Gesundheit und Pathologie fließend sind; auf einer gedachten Skala der psychischen Konstitution nehmen wir einen bestimmten Platz ein, ohne dass es eine strikte Grenze gibt. Indem Freud uns auf Gemeinsamkeiten aufmerksam macht und auf das gleichartige Prinzip, das hinter vielen Symptomen verborgen liegt, hat er die o.g. Barriere der Fremdheit eingerissen.

2.5 Aktueller Bezug

In einer Zeit der überwiegenden Medizinisierung von Verhaltensauffälligkeiten bei Schüler/-innen, die gekennzeichnet ist durch die Suche nach minimalen physiologischen Abweichungen und diagnostischen Etikettenzuschreibungen (siehe Einleitung) sowie medikamentöser Behandlung von abweichendem Verhalten, scheint Freuds Ansatz von der Gleichartigkeit der Menschen aktueller denn je. Sind wir also klammheimlich dabei, die Barriere der Fremdheit wieder aufzurichten, Wesensverwandtschaft mit eigenem Erleben auszuschließen? Stierlin (1976) führt das Beispiel des Psychiaters Eugen Bleuler (1857 – 1939) an, der bei der Erforschung der Schizophrenie zunächst zu Resultaten gelangte, die ihn dazu brachten, „(...) dies Verhalten als Spielart eines allgemein menschlichen Verhaltens zu verstehen“ (S. 15). Später rückte Bleuler mehr und mehr von seiner ursprünglichen Auffassung ab, suchte die Lösung zum Verständnis der Schizophrenie wieder im kranken Gehirn der Patienten und nicht im zwischenmenschlichen Verstehen. Für Stierlin (1976) sieht es so aus, als habe Bleuler sich mit seinem ursprünglichen Ansatz einer Problematik ausgesetzt, „(...) die ihn zutiefst bedrohte. Indem er der Beziehung zum schizophrenen Patienten auswich, vermied er eine besonders gefährvolle und belastende Versöhnungsarbeit“ (S. 16).

2.6 Abgrenzung als Abwehr von Bedrohung

Worin besteht aber nun diese Bedrohung, die uns an einer fruchtbaren Versöhnungsarbeit, wie sie Freud erfolgreich praktizierte, hindern könnte? Bruno Bettelheim hat dazu im Zusammenhang mit Versuchsanordnungen in der Forschung mit autistischen Kindern und der unbewussten Angst und Ablehnung, die diese Kinder in uns wachrufen, Stellung genommen: „Wenn wir autistische Kinder als Menschen wie du und ich betrachten, dann erkennen wir die potentielle Gefahr, dass wir auch unsererseits in den Autismus fallen oder doch ein autistisches Element in unserer Ausstattung tragen könnten. Diese Gefahr erschreckt uns so sehr, dass wir sie unbedingt leugnen möchten. In dieser Absicht verhalten wir uns so, als gehörten diese Kinder einer anderen Spezies an. Wir gestatten uns nicht, das bewusst zu denken, aber in der Art unseres Umgangs mit ihnen kommt unsere Überzeugung zum Ausdruck, dass uns doch ein generischer Unterschied von ihnen trennt“ (Bettelheim & Rosenfeld, 1993, S. 140). Damit haben wir das eigentlich Bedrohliche und den Sinn der Abgrenzungsbestrebungen gegenüber dem Andersartigen extrahiert. Es ist unsere eigene Angst, so zu sein wie sie (die Minderheiten mit abweichendem Verhalten), die wir mittels Abgrenzung in Schach halten müssen. Dabei entspricht die Stärke und Starrheit der Abgrenzung der Stärke der eigenen Bedrohung. Ein möglicher biochemischer oder genetischer Defekt wäre dabei die angenehmste und bequemste Lösung und Bettelheim fragt kritisch: „Wenn ich mir überlege, wie relativ viel Zeit wir auf die Erforschung autistischer Verhaltensweisen verwenden, dann frage ich mich allerdings, ob wir das allein deshalb tun, weil diese Kinder und ihre Familien schwer leiden (...). Tun wir es nicht vielleicht auch deshalb, weil wir, wenn wir eine Ursache wie zum Beispiel ein

defektes Gen finden könnten, uns nicht mit den weiter verbreiteten Ursachen psychopathologischer Erscheinungen beschäftigen müssten, die viel vertrackter sind und uns ein ganz anderes Vorgehen und ein ganz anderes Engagement für die Kinder abverlangen würden?“ (Bettelheim & Rosenfeld, 1993, S. 156). Und, um noch einen Schritt weiterzugehen, resümiert er: „In gewisser Weise kehren wir wieder zu einer Feststellung zurück, die der bekannte deutsche Psychiater Griesinger um die Mitte des 19. Jahrhunderts traf: >Psychische Erkrankungen sind Erkrankungen des Gehirns<“ (a.a.O., S. 158).

2.7 Errichten wir erneut eine Barriere der Fremdheit?

Damit schließt sich der Kreis zu der eingangs dieses Abschnitts gestellten Frage nach der Neuerrichtung der Barriere der Fremdheit. Eine alleinige medizinische Ursachenzuschreibung bei Verhaltensauffälligkeiten würde in gewisser Weise einem Rückfall ins 19. Jahrhundert mit seinem von einer distanziert-diagnostischen Grundhaltung bestimmten Menschenbild gleichkommen. Damit soll ausdrücklich nicht gesagt sein, es gäbe keinerlei physiologische, genetische oder biochemische Ursachen für abweichendes Verhalten. Wir sollten es uns m.E. nur nicht so leicht machen, abweichendes Verhalten, aus Bequemlichkeit und Berührungsangst heraus, vorschnell mit leicht zugänglichen Etikettierungen zu belegen, um einer notwendigen Beziehungsarbeit auszuweichen.

Carl Rogers, ein Hauptvertreter der humanistischen Psychologie und der Begründer der klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie, hat während seiner langjährigen Beschäftigung mit den Prozessen in der therapeutischen Beziehung ebenfalls Abstand von einer diagnostischen Grundhaltung genommen: „Im allgemeinen begegnet man bei Klienten, die eine drastische Selbstreorganisation durchmachen, mit einiger Häufigkeit Verhaltensweisen, die von einem diagnostischen Bezugssystem her als psychotisch bezeichnet werden. Betrachtet man diese Verhaltensweisen vom inneren Bezugssystem her, dann scheint ihre funktionelle Bedeutung so klar, dass es unbegreiflich wird, wie man sie als Symptom einer Krankheit betrachten kann. Wenn man in jedem Verhalten den bedeutungsvollen Versuch des Organismus sieht, sich anzupassen, sich selbst und seiner Umgebung, dann scheint das ein fruchtbarer Weg zum Verständnis von Persönlichkeitsprozessen zu sein als der Versuch, einige Verhaltensweisen als anormal oder krankhaft zu klassifizieren“ (Rogers, 1983, S. 120).

Immerhin zwei Begründer etablierter Therapiekonzepte (Freud und Rogers) vertreten damit ein Menschenbild, das von der generellen Gleichartigkeit der Menschen ausgeht. Unterschiede, soweit sie zwischen den Menschen bestehen, sind immer nur graduelle Unterschiede.

2.8 Versöhnliches

Im Lichte der obigen Ausführungen möchte ich noch einmal zur einleitenden Frage dieses Absatzes zurückkehren. Welchen Nutzen können wir also aus der Beschäftigung mit der Psychoanalyse ziehen? Wir könnten uns über unser eigenes Menschenbild klar werden. Wir könnten aus der Kenntnis eines indivi-

duellen und lebensgeschichtlichen Ansatzes lernen, vorschnelle Ursachenzuschreibungen (z.B. bei Verhaltensauffälligkeiten) zu vermeiden, übertriebene Abgrenzungsbemühungen aufzugeben und gegenüber Menschen mit abweichendem Verhalten versöhnlicher zu werden. Dies setzt allerdings voraus, dass wir uns mit der Vorstellung vertraut zu machen bereit sind, dass es zwischen den Menschen keine qualitativen, sondern nur graduelle Unterschiede gibt, denn erst dann können wir Parallelen zwischen unserem eigenen Erleben und dem Verhalten von Menschen mit abweichendem Verhalten ziehen. Wenn wir daraus lernen, uns selber besser zu akzeptieren und zu verstehen, werden wir auch Anderen gegenüber mehr Akzeptanz und Verständnis aufbringen; und das ist für Lehrerinnen und Lehrer ja auch schon etwas. Wer sich diesem Lernprozess nicht aussetzen kann oder will, dem wollen wir, um mit Freud zu sprechen, der von „(...) Arbeit in der Tiefe sprach und das Bild eines Bergmannes in finsternem Schacht beschwor (...)“ (Erikson, 1970, S. 10), eine gute Auffahrt wünschen.

Literaturverzeichnis:

- Bettelheim, B./Rosenfeld, A. (1993): Kinder brauchen Liebe. Gespräche über Psychotherapie. Stuttgart: DVA.
- Erikson, E.H. (1958/1970): Der junge Mann Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie. Reinbek: Rowohlt.
- Ertle, C./Neidhardt, W. (1994): Einführung. In: Dies. (Hrsg.): Unterricht mit Kindern in Not. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 8-17.
- Freud, S. (1904/1984): Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Freud, S. (1905/1991): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Freud, S. (1913/1994a): Das Interesse an der Psychoanalyse. In: Ders.: Abriss der Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 155-184.
- Freud, S. (1927/1994b): Nachwort zur Frage der Laienanalyse. In: Ders.: Abriss der Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 267-275.
- Freud, S. (1909/1995): Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Garz, H.G. (1994): Ist der Umgang mit verhaltensauffälligen Schülern lernbar? Anmerkungen zum Forschungsgegenstand Balintgruppe für Lehrer an Schulen für Erziehungshilfe. In: Ertle, C./Neidhardt, W. (Hrsg.): Unterricht mit Kindern in Not. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 114-132.
- Kriz, J. (1994): Grundkonzepte der Psychotherapie. Weinheim: Beltz/PVU.
- Mächtlinger, V. (1995): Einleitung. In: Freud, S.: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 7-38.
- Rogers, C.R. (1951/1983): Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Rohde-Dachser, C. (1997): Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Stierlin, H. (1976): Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen. Eine Dynamik menschlicher Beziehungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Patrick Büscher, Jg. 1962, Lehrer an einer Grund- und Regionalen Schule.
 Anschrift: Kirchenpfad 6, 53474 Bad Neuenahr-Ahrweiler
 E-Mail: PatrickJBuescher@aol.com